Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 14

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Zürcher Stadttheater. Oper. Ein intelligentes und glückliches Experiment unternahm unser Theater, als es bei der zweiten Aufführung der „Stummen von Portici" die Rolle der Titelheldin nicht, wie die Vorschrift lautet, mit einer Balletttänzerin, sondern mit einer Schauspielerin besetzte. Die Leistung von Frl. Terwin, die zu dieser Aufgabe ausersehen wurde, war in mancher Beziehung derjenigen der gastierenden Tänzerin überlegen; wurden die Bewegungen auch nicht mit der Geschmeidigkeit ausgeführt, die an jener zu bewundern war, so wirkte dafür die ruhige, mehr dem Stil der Tragödie angenäherte Darstellungsart der Schauspielerin in ihrer Schlichtheit um so ergreifender. Das gemessene Spiel gewann außerdem durch die Reduktion auf das nötigste an Deutlichkeit.

Es fehlt diesen Winter hier an einer Sängerin, der man eine Hauptrolle in einer Operette übertragen könnte. Dagegen bringt die Presse periodisch Stimmen aus dem Kreise der Theaterfreunde, die eine stärkere Pflege der Operette wünschen. Die Direktion hatte unter diesen Umständen sicherlich recht, wenn sie sich einen Gast von einem auswärtigen bewährten Operettentheater verschrieb. Leider fiel ihre Wahl nun auf eine Künstlerin, Frl. Gisela Fischer vom Gärtnerplatztheater in München, deren Auftreten anfänglich wenigstens beinahe unsere allzuoft hilflosen Anfängerinnen vermissen ließ. Eine derbe Erscheinung, auf alle Tricks der niedern Operette, besser gesagt des Variétés, geeicht, mit häßlicher, gänzlich ausgesungener Stimme, die sie außerdem fortwährend zum Schreien forcierte, als wenn sie eine Wagnerpartie vorzutragen hätte — so stellte sie sich vor, zum ersten Male in der Rolle der kecken Zofe Adele in der „Fledermaus", die sie vollständig zum Küchendragoner degradierte. Und dabei wäre das Publikum doch noch so leicht zu gewinnen gewesen; denn das bis auf den letzten Platz besetzte Haus zeigte, daß gegenwärtig hier wirklich ein Verlangen nach guten Operettenvorstellungen besteht. Beifall wurde dann allerdings nur aus den höhern Regionen gespendet. Glücklicherweise machte die scharfe Kritik in der Presse auf den Gast Eindruck; Frl. Fischer schien zu merken, daß man Zürich doch nicht als Provinz behandeln dürfe und ihre „Lustige Witwe" und die Helena in Offenbachs Operette wurden so dezent gespielt, als wenn sie in einem Hoftheater aufzutreten hätte, dezenter als wir es von den hiesigen Kräften gewohnt sind. Der Beifall war trotzdem keineswegs übertrieben; die „Lustige Witwe" war aber, obgleich außer Abonnement und zum 27. Male gegeben, natürlich wieder ausverkauft! Bei der „Schönen Helena" kam freilich noch dazu, daß unser Publikum diesen „Schund", wie es sagte, nicht mehr goutieren wollte. Gerade Freunde des Werkes werden dies übrigens wohl begreifen. Denn wenn eine Sprache unübersetzbar ist, so ist es das mit familiären Ausdrücken durchsetzte, scheinbar nachlässig hingeworfene, im Grunde aber durchaus ausgefeilte Pariser Französisch der Offenbachischen Operetten. Ein Theaterstück, in dem nichts nach etwas klingt und der ganze Witz in der Nuance ruht, kann, wenn überhaupt, jedenfalls nicht übersetzt werden, wenn die Worte auf eine gegebene Melodie zu arrangieren sind. Außerdem wird natürlicherweise mit jedem Jahrzehnt das, was in Offenbach von musikalischer Parodie steckt, unserem Publikum weniger verständlich. Wie vielen unserer Theaterbesucher ist Rossinis „Wilhelm Tell" noch

so gegenwärtig, daß sie das Männerterzett im letzten Akte der „Helena", diese vielleicht genialste, jedenfalls frechste musikalische Parodie, die je geschrieben worden, genießen könnten? Die mehr oder weniger witzigen Modernisierungen, die man übungsgemäß an einzelnen Stellen vornahm, konnten nicht verhindern, daß die „Schöne Helena" trotz des Gastes vollständig durchfiel.

Den fünfundzwanzigjährigen Todestag Richard Wagners beging unser Theater durch eine vortreffliche Aufführung des „Siegfried". Unser Heldentenor Herr Merter bot in der unglaublich anstrengenden Rolle des Titelhelden eine ausgezeichnete Leistung. Das Orchester war — wenigstens in den Augen der Musikfreunde, die neben Wagner noch andere Götter gelten lassen — beinahe zu gut; d. h. es zeigte sich wieder so in den Stil der spätern Werke Wagners eingespielt, daß man immer mehr die Hoffnung verlieren muß, von diesen selben Musikern auch italienische und französische Opern gut begleitet zu hören. Nun, wir sollen dafür ja am Ende des Winters wieder den ganzen „Ring" zu hören bekommen. Vorher aber soll der „Walzertraum" auch in Zürich einkehren. E. F.

— Schauspiel. Vom Schauspiel ist sozusagen nichts zu vermelden: am 25. Febr. hätte die Première von Wilhelm Ochsenbeins Tragödie „Rosamunde" im Stadttheater vor sich gehen sollen, im Rahmen der literarischen Abende des Lesezirkels Hottingen und als deren letzter in dieser Saison. Da erkrankte in elfter Stunde die Darstellerin der Titelrolle, und die Aufführung wurde um vierzehn Tage, auf den 10. März, vertagt. Die Krankheit machte auch andere Schauspielpläne vorläufig zu nichte: Gyges und sein Ring ward angesagt und abgesagt, da nicht weniger als fünf Schauspielkräfte der schlimmen Witterung oder der heimtückischen Influenza ihren Tribut bezahlen müssen. Sonst hatten wir in letzter Zeit eine recht genießbare Aufführung des Othello mit einem Gast als Desdemona, an dessen Fähigkeit freilich, Frl. Herterich, die ans Lessingtheater Brahms abgeht, vollgiltig zu ersetzen, bedeutende Zweifel wach wurden. Eine böse Bescherung war ein Schauspiel der unter dem Pseudonym Mariott Romane und gelegentlich auch Dramatisches strickenden Fräulein Mataja in Wien. „Gretes Glück" betitelt sich die Nullität, über die ein weiteres Wort zu verschwenden den Vorwurf des Zeilenschindens mir eintragen könnte.

Das schönste Schauspiel der letzten Vergangenheit hieß „Die blaue Blume" und war das Märchenfest des Lesezirkels Hottingen in den Räumen der Tonhalle (am 22. Februar). Ein artiges Festspiel hatte die jüngst in dieser Zeitschrift ehrenvoll genannte Chronistin des Lesezirkels Frau Hedwig Bleuler-Waser für diesen Anlaß geschrieben. Das beste aber waren die „Lieder ohne Worte", d. h. die reiche Schar ausgezeichneter Kostümfiguren, die Gestalten des Märchens, der Sage und berühmter illustrierter Bilderbücher, wie vor allen des Struwelpeter, köstlich darstellten und eine Farbenschönheit und eine gute Laune verbreiteten, welche aus diesem Feste eine der gelungensten Veranstaltungen machten, deren sich der Lesezirkel rühmen darf. Dazu kam noch eine vorzüglich gelungene, mit Liebe ausgedachte und mit künstlerischem Geschmack durchgeführte Dekoration der Räume, die der Märchen-Losung des Abends glänzend gerecht wurde.

Nicht nur der chronikalischen Treue halber sei noch beigefügt, daß der Dramatische Verein Zürich, der stets über treffliche Dilettanten-Bühnenkräfte verfügt, einen recht hübsch gelungenen Einakterabend im Pfauentheater veranstaltete. Mit den beiden gesunden, breit humoristischen Dialektstücken: „De jung Herr Stüdeli" von J. Reinhart und „Am Wahltag" von Hans Fleiner bewies er aufs neue, wie frisch und lebendig sich seine Kräfte gerade in solchen einfachen, von alemannischem Erdgeruch durchtränkten Stücken bewegen. H. T.

Berner Stadttheater. Verdi, der sich in dieser Spielzeit ausgiebiger Pflege erfreut, gelangte noch mit der „Traviata" zur Aufführung. Die Vorstellung trug allerdings den Charakter einer Ausnahme-Aufführung durch die Verkörperung der Violetta durch einen stimmlich wie darstellerisch gleich bedeutenden Gast, Frl. Simonetti aus Berlin. Die Künstlerin, die ihre Partie italienisch sang, besitzt als Hauptvorzug eine sonst bei Koloratursängerinnen ungewöhnliche Wärme der Stimme, und so vermochte sie selbst die ödesten Koloraturpartien mit Leben zu erfüllen. In ihrem Spiel machte sich viel Anmut und Ausdrucksfähigkeit geltend. Nicht ganz auf dieser Höhe stand ihre Darstellung der Rosine im Barbier von Sevilla. Die treffliche Leistung des Gastes (der übrigens nicht engagiert wurde) bedeutete auch für die übrigen Mitspielenden ein starkes agitans, so daß zwei in ihrer Gesamtwirkung ausgezeichnete Aufführungen dadurch erzielt wurden. Von unserem Ensemble zeichnete sich vor allem Herr Rittmann aus.

— Ein Walzertraum. Zu einem ziemlich blöden Libretto der Herren Dörmann und Jakobsen, die dazu noch eine fremde „Idee" nachdrücklich benutzen mußten, hat Oskar Strauß eine recht hübsche und gefällige Musik geschrieben. Sie hielt sich zwar ziemlich ans Althergebrachte und Altbewährte, und weist auch einen ziemlichen Mangel an Abwechslung auf. Eine Melodie, die des Walzertraums, beherrscht von Anfang bis zu Ende die Operette. Die Aufführung war Dank hübscher Dekorationen recht wirkungsvoll.

E. H—n.

Basler Musikleben. Das achte Abonnements-Symphoniekonzert (2. Febr.) brachte als Hauptwerk die unvollendete neunte Symphonie (D-moll) von Anton Bruckner. Sie zeigt alle Eigenschaften, welche andern großen, das heißt ausgedehnten Tondichtungen des Wiener Meisters innewohnen, in ganz besonderm Maße. Der freundliche alte Herr, der seine Werke in heiliger und reiner Begeisterung für die neue Kunst von Bayreuth geschrieben, gleichsam als innige Selbstbekenntnisse und Zwiesprachen zwischen ihm und der gläubig von ihm verehrten Gottheit, er hätte wohl nie sich träumen lassen, daß man seinen Namen tendenziös auf die Fahne der Partei schreiben werde. Hätte er wirklich nach dem Lorbeer des „neuromantischen Symphonikers" gestrebt, so hätte er seine Musik sicherlich nicht so geschrieben; er hätte die schwere Kunst der Selbstbeschränkung geübt, hätte bedacht, daß auch der willigste Hörer allein von dem fortwährenden üppigen Wohlklang, wie ihn eine blühende Instrumentation hervorzaubert, auf die Dauer ebensowenig befriedigt wird wie von dem Aneinanderreihen schöner musikalischer Einzelbilder, deren keines auf das vorhergehende zurückweist, keines das folgende vorbereitet. Er hätte auch etwas vorsichtiger allzu ohrenfällige Anklänge vermieden: man braucht wahrlich kein Reminiszenzenjäger zu sein, um in dieser „Symphonie" an den Venusberg, Tristan, die Faustouvertüre u. a. gemahnt zu werden. Wäre es aber wegen dieser Fehler, deren schwerster der völlige Mangel eines architektonischen Aufbaues ist, wie ihn die Konzertmusik nun einmal gebieterisch verlangen muß, recht, das Werk direkt abzulehnen? Es steckt darin, trotzdem es mit seiner Dauer von fünfzig Minuten und seiner fast vollständigen „Gliederlosigkeit" die Geduld des Hörers allerdings auf eine harte Probe stellt, doch eine Fülle von bedeutenden Einzelheiten, die eine gelegentliche Aufführung dieser meist geistreichen, oft schönen, immer aber von Herzen ehrlich empfundenen Episoden, die ihr Autor unter dem irreführenden Namen „Symphonie" aneinandergereiht, begrüßen läßt. Herr Kapellmeister Suter hatte sich des Werkes mit Wärme angenommen und gab sich alle Mühe, seine den Anforderungen der Partitur gemäß bedeutend verstärkten Scharen zur Begeisterung zu entflammen. Einen diametralen Gegensatz zu der geschilderten großen Tondichtung bildeten die beiden andern Instrumentalwerke, die

zur Aufführung gelangten. Das Andante aus der zweiten Symphonie (B-dur) von Schubert ist ein einfaches, aber in lieblichen Wohllaut getauchtes Thema mit Variationen, das sich unter andern Umständen wohl kaum den demonstrativen, immer wieder erneuten Beifall errungen hätte, der ihm in der öffentlichen Hauptprobe zuteil ward, und die Ouvertüre zu „Abu Hassan" gibt dem ältesten der drei großen Wiener, die an diesem Abend das Wort hatten, Karl Maria von Weber, Gelegenheit, einmal nach Möglichkeit „echt türkisch" zu kommen, was ihm auf ergötzliche Weise gelingt, obschon er nur des sogenannten „kleinen" Orchesters benötigt. — Als Solist trat Herr Felix Senius aus Petersburg auf, dessen schöner, in allen dynamischen Schattierungen nicht versagenden Tenorstimme es trotz nicht allzu deutlicher Textaussprache sofort gelang, sich mit dem Vortrag einer Arie (mit Orchesterbegleitung) warme Sympathien zu erringen; er bestätigte diese alsdann, von Herrn Joseph Schlageter trefflich am Flügel unterstützt, durch die Spende von vier Liedern nach Dichtungen von Mayerhofer, Mörike und Eichendorff, in Musik gesetzt von Schubert und Hugo Wolf.

G. H.

Berner Musikleben. VI. Abonnementskonzert. Die Orchesterwerke: Symphonie in D-dur und Allegro und Menuetto von Mozart, Ballettsuite von Gretry-Mottl, sowie die Ouvertüre zu „Der Wasserträger" von Cherubini boten das Bild einer Zeit, in der das Formale in der Musik durchaus in den Vordergrund gestellt wurde. Und doch finden wir bei all diesen Werken eine enge Verbindung mit der Persönlichkeit des Komponisten: die Stimmung, die Vermittlerin zwischen Form und Persönlichkeit. Sie gibt den Werken unserer alten Meister das individuelle Gepräge, und durch alle „Arbeit" hindurch fühlt man deutlich das eigentliche Wesen ihrer Schöpfer. Unser Orchester brachte bei guter Ausarbeitung vieler Einzelheiten den jeweiligen Stimmungsgehalt dieser Werke zu voller Geltung. Als Solisten hörten wir einen russischen Tenor, Herr Felix Senius aus Petersburg, der eine Arie aus „Cosi fan tutte" von Mozart und Lieder von Brahms und Wolf vortrug. In der Interpretation bot Herr Senius in der Mozart-Arie das Bedeutendste; das war ein kleines Meisterwerk an wirkungsvollem Ausdruck. Die bedeutende stimmliche Schulung, die zu einem vollendeten Vortrag dieser Arie gehört, besitzt Herr Senius im vollen Umfange. Dazu kommt noch als weiterer Vorzug das warme, musikalische Empfinden des Sängers.

E. H—n.

Zürcher Musikleben. Die fünfte Kammermusik-Aufführung der neuen Tonhallegesellschaft vom 28. Januar brachte als erste und wichtigste Nummer Max Regers Serenade für Flöte, Violine und Viola op. 77 a, gespielt von den Herren O. Köhler, Ackroyd und J. Ebner. Es ist merkwürdig, daß der Fortschrittlichste unter den Modernen sich so gerne in Formen ergeht, die einer entschwundenen Epoche angehören — denn nicht nur die Idee der Serenade an sich, sondern auch die uns so eigenartig berührende Instrumentation für zwei Streicher und einen Holzbläser ist altertümlich. — Ist es lediglich die Erkenntnis, daß die Meisterschaft sich nirgends besser bewähren kann, als in der Beschränktheit der Strenge des Stils, oder vielleicht eine unbewußte psychische Reaktion gegen den stürmischen Fortschrittsdrang seines Schaffens, die den Komponisten mit einer eigenen Vorliebe für eine wenigstens äußerliche Nachfolge des Alten erfüllt? Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß diese Serenade vornehmlich im ersten Satze, trotz aller Modernität etwas entschieden Altväterisches hat; das reiche modulatorische Leben pulsiert hier wie unter der Kruste einer filigranartigen, alle großen leidenschaftlichen Bewegungen streng vermeidenden Stimmführung. Gegenüber der Rastlosigkeit der Eckſätze atmet der mittlere mit seinen höchst geschickten und zierlichen Variationen gemächlicheren Geist; aber

auch hier vermissen wir jene echte, warme, zum Herzen gehende Tonsprache, die die als zweite Nummer von den Herren Rob. Freund und E. Roentgen gespielte Cellosonate op. 38 von Brahms zu einem so unendlich sympathischen Werke macht. Zum Schluß hörten wir das schon s. Z. vom Flonzaleyquartett gespielte Streichquartett op. 27 von Sinigaglia.

Der 2. Februar brachte unter F. Cattabenis Leitung eine von der „Società Dante Alighieri" veranstaltete Gedenkfeier an Verdis Todestag, an der eine vom Dirigenten komponierte und gedichtete Phantasie „Sulla tomba di Verdi" mit gutem Erfolg aufgeführt wurde. Als Solist ragte neben Frl. E. Tardif der ausgezeichnete Tenorist Cav. G. Russitano hervor. Das gleichzeitige gelungene Konzert des Männerchors Enge unter Gottfried Angerers Leitung können wir nur mit einer Erwähnung bedenken.

Auch über das achte Abonnementskonzert vom 4. Februar können wir uns kurz fassen. Wohl der Nähe von Wagners Todestag war es zuzuschreiben, daß Anfang und Ende der Kunst des Meisters gewidmet waren. War die Aufführung seiner „Faustouvertüre" durchaus zu begrüßen, so bestätigte die der Schlußszene aus der Götterdämmerung — der der Trauermarsch vorausging — die Tatsache, daß der Konzertsaal nicht der Ort für solche Aufführungen ist. Trotz ihrer außerordentlichen Mittel vermochte die Frankfurter Kammersängerin Frau Elsa Hensel-Schweizer nur unvollkommen gegen die gewaltigen Tonfluten des unverdeckten Orchesters aufzukommen. Als bedeutende Künstlerin, wenn auch nicht gerade Mozartischen Stils, zeigte sich die Sängerin in Rezitativ und Arie der Gräfin aus „Figaros Hochzeit" („Und Susanna kommt nicht . . . Nur zu flüchtig bist du verschwunden . ."). Herr Fritz Niggli trat als zweiter Solist mit Beethovens Klavierkonzert in C-moll (op. 37) hervor und wußte sich durch seine technisch vollendete und feinfühlende Interpretation rückhaltlose Sympathie und lebhafte Anerkennung zu gewinnen. Raoul von Koczalski absolvierte am 7. Febr. den dritten jener fünf Chopin-Abende, auf die wir am Schluß im Zusammenhang zurückkommen werden. W. H.

Aarau. Die Dichterin Clara Viebig ist auch bei den hiesigen Literaturfreunden längst zu einer Bevorzugten, Vertrauten geworden, so daß sich bei dieser Viebig-Gemeinde von selbst der Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft mit der geistreichen modernen Dichterin ergab. Diese selbst folgte dem Rufe bereitwilligst und trug an einem der letzten Sonntagabende vor einem zahlreichen Publikum einiges aus ihren Dichtungen vor. Schon die äußere pikante Erscheinung Frau Viebigs war interessant, aber als die Dichterin erst zu sprechen begann, da ließ sie die gespannt Lauschenden nicht mehr aus dem Bann dieser weichen Stimme, die so bezaubernd zu erzählen, so dramatisch zu schildern und in warmen Farben zu malen versteht. Satz für Satz war von einer kurzen, prägnanten Geste begleitet, über das Gesicht und durch die Auge huschten oft lachende, oft ernste Lichter, die Gestalten der Dichtung wuchsen lebenswarm aus den Situationen hervor und sprachen unmittelbar zu den atemlos lauschenden Zuhörern.

Clara Viebig kann wohl schwerlich einen Interpreten finden, der mit gleicher Kunst und gleichem feinen Erfassen der Gedanken und Charaktere und Situation ihre Dichtungen vorzutragen vermöchte, sie ist und bleibt selbst ihre beste und geistvollste Interpretin. Wenn die Probe ihrer Kunst auch eine nur kurze war, so hat die Vortragende doch einen neuen Beweis gelegt zu denen, die man schon beim Lesen ihrer Werke empfängt: daß sie eine große und starke innere Persönlichkeit ist und von ihr noch weitere Zeugen ihres Geistes zu erwarten sind. O. H.

Im **Zürcher Künstlerhaus** okkupieren zurzeit den vordem Seitenlichtraum über 80 Originalzeichnungen der bekanntesten Simplizissimus-Künstler, wie Heine, Gulbransson, Bruno Paul, Reznicek, W.

Schulz, Thöny und Wilke, um die anerkanntesten Namen zu nennen. Den künstlerisch zweifelhaften Heilemann möchte man in dieser Künstlergesellschaft gerne entbehren, und der zynisch-geniale Pascin eignet sich so wenig für alle Welt, daß nur eines seiner Blätter ausgestellt werden konnte. Es ist auch so noch reichlich Pikantes da; aber es ist doch ein gutes Zeichen für das ästhetische Unterscheidungsvermögen, daß auch diese Sachen unbeanstandet gezeigt werden können, eben weil ihre künstlerische Faktur eine derartige ist, daß sie über das Gegenständliche willig hinwegsehen läßt. So ist z. B. ein Blatt von Eduard Thöny, das zwei Insassinnen einer Maison Tellier vorführt, von einer so wundervollen koloristischen Feinheit, einer solchen Schlagkraft der Linie, einer solchen Kunst in der Verteilung der Helligkeiten und Dunkelheiten, daß man die Arbeit mit wahrem Entzücken genießt. Wie vieles in den Reproduktionen des Simplizissimus von dem Feingehalt der Originalien verloren geht, mag manchem zu denken geben. Der geistreiche Schmiß in den ausgestellten Blättern Rezniceks z. B. kommt eigentlich erst hier zu voller Geltung. Und ähnliches erlebt man auch bei den Blättern Th. Th. Heines, Thönys und Wilkes.

Im Oberlichtsaal findet man eine Anzahl sehenswerter Gemälde beieinander. So zwei farbenfeine, von französischer Grazie erfüllte Arbeiten Otto Vautiers, einige frische, tüchtige Aquarelle Albert Franzonis, unter dessen Gemälden der kräftig-schlichte Wildbach und ein gesundes, sonnenerfülltes Herrenporträt hervorragen. Dann eine Kollektion Landschaften und Stilleben des Genfers Duvoisin, von einer gewissen trockenen Sachlichkeit des Vortrags, der aber doch hin und wieder eine delikate Luft- und Farbenstimmung gelingt. Pietro Chiesa (Lugano) wird man in seinen kleinern, dem Kinderleben gewidmeten Arbeiten genießbarer finden als in dem umfänglichen Triptychon, das drei Momente aus dem herrlichen Thais-Roman von Anatole France malerisch nachzubilden versucht, was ein recht überflüssiges Unterfangen ist. Schließlich bringt Alb. Trachsel (Genf) eine Anzahl von hellen, bald auf stark dekorative Farbenwirkung, bald auf feine Farbakkorde ausgehende Landschaften und Stilleben. Das koloristisch Charakteristischste ist wohl das Aquarell „Spitzhorn, Bern". Die helle Note, die seiner Kunst eigen ist, trägt einen frischen, lichten Ton in den ganzen Saal, den man namentlich Chiesa gegenüber als angenehmes Gegengewicht empfindet. Von dem Solothurner Plastiker Herm. Peter ist eine Plastik da „Die Quelle", die im Motiv recht lebendig empfunden ist. H.T.

Vortrag Dr. Helene Stöcker. Samstag, 22. d., hatten wir wieder einmal die Freude, eine Persönlichkeit kennen zu lernen, die ihr ganzes Streben und Arbeiten selbstlos einer großen Bewegung widmet. Frl. Dr. Helene Stöcker, die bekannte Berliner Schriftstellerin, Herausgeberin der Zeitschrift „Die neue Generation", sprach im Großratssaal über die Ehe in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie will reformieren, die heutige Ehe aus ihrer erstarrten Form lösen, sie verlangt Schutz für die uneheliche Mutter und das uneheliche Kind. Sie kämpft gegen das Pharisäertum, das auf diesem Gebiete wohl seinen besten Nährboden hat. Mag man voll mit ihr einverstanden sein oder hier und da kritische Bedenken hegen, eines muß Freund und Gegner anerkennen: daß sie Lebensfragen in Diskussion gebracht, an die heranzutreten man sich bis vor kurzem fürchtete.

Ihre ganze Art, sich zu geben, war ungemein sympathisch, ihre Ausführungen waren klar und kein die Andersdenkenden verletzendes Wort fiel, was von den Rednern, die sich in der sehr animierten Diskussion hören ließen, nicht durchweg behauptet werden darf. L. E.